

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Allerley zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338553](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338553)

# Allerley zu Spaß und Ernst.

Der Schreiber dieses, der Hausfreund, entbietet, wie gebräuchlich, dem geneigten Leser seinen Gruß zum neuen Jahre 1831. Obwohl derselbe noch im alten Jahr, 1830, geschrieben und gedruckt ist, so ist er doch gut gemeint und kann noch Kraft genug haben, wenn sonst alles geht, wie er wünschet. Ein Kalendermacher muß überall voraus bei der Hand seyn. Er gleicht einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues herausnimmt. Das Alte ist nicht sein Eigenthum, sondern es gehört denjenigen an, die vor ihm gelebt und gedacht haben und haben's geschrieben oder gedruckt hinterlassen, sonst wüßte man's nicht. Aber ob man solches gleich schon lang gewußt hat, wird es doch vergessen, und eine Repetition kann nicht allein nicht schaden, sondern manchmal recht verdienstlich seyn. Jedoch das Neue selbst, was der Hausfreund dieß Jahr dem Leser bringt, ist wohl auch schon alt gewesen, und wer weiß, wo und wann diese und jene Geschichte, die er erzählt, nicht schon mehr als einmal passirt ist, vielleicht schon vor Jahrhunderten! Alles wiederholt sich nur im Leben, sagt ein Dichter, und nur dasjenige wird nicht alt, was noch nie und nirgends geschehen ist. Was jetzt zu unserer Zeit geschieht, worin wir gerade leben, kann oder muß vielmehr schon oft geschehen seyn, weil die Menschen, die vor uns gewesen sind, eben so dachten und handelten, wie wir heut zu Tag, nur die Form und Art ist verschieden, nach den Zeitumständen, nach Landesbrauch und Gesittung.

So glaubt zum Exempel mancher, der durch Talent, Fleiß und Nachdenken eine Erfindung gemacht hat, er sey der erste. Aber wer will behaupten, daß nicht vor tausend Jahren oder mehr die nämliche Erfindung schon von Jemand gemacht worden, zum Beispiel bei den Chinesen oder einer andern Nation? — Es gehen in den Umwandlungen und Ergebnissen der Zeit auch manchmal Erfindungen verloren, wie die Erfahrung lehrt, und werden wieder neu erfunden von Späteren. Gleichwohl hat ein solcher Mensch die Erfindung doch wirklich selbst gemacht, wenn er auch nicht der Erste gewesen seyn sollte. Er muß selbst am besten wissen, ob es ihm von Innen oder von Außen gekommen ist, und was ihm von Innen kommt, ist sein Eigenthum und er ist der Erfinder, wenn es auch schon Hunderte vor ihm erfunden haben. Denn die Menschengedanken müssen, wenn sie den rechten Weg einschlagen, auf gleicher Linie irgend einmal einander wieder begegnen und auf Gleiches treffen. So hat einmal ein Dichter einen schönen Gedanken in einen schönen Vers gebracht, und als er später ein altes Buch fand, worin der nämliche Gedanke auf eben so schöne oder noch schönere Art ausgesprochen war, hat es ihn ein wenig verdrossen, denn er sagte: von mir kann Jener den Gedanken nicht gestohlen haben, er hat lang vor mir gelebt; ich habe ihn aber auch nicht von ihm, das muß ich am besten wissen. Da sagte ein Freund zu ihm: Es muß dich nicht verdrießen, daß andere weise Männer der Vorwelt schon auf die nämlichen Gedanken gekommen sind, wie du; es macht dir solches keine Schande, sondern Ehre, denn nicht Jeder hat sie.

So geht es auch den Kalenderschreibern; sie bringen Neues und es ist schon alt, ohne ihr Wissen und Willen, und haben es doch selbst gemacht; sie bringen aber hie und da auch Altes, und haben es nicht selbst gemacht und Mancher hält es doch für neu. Wem's nur nützt und gefällt, so ist Alles recht.

Jedes Jahr erscheinen neue Kalender, und es ist oft gut, daß man das Wort neu hinzusetzt, sonst wüßte man manchmal nicht, daß etwas Neues darin stehen soll, wenn nämlich meist alte Geschichten darin anzutreffen sind, die Jeder schon gehört oder gelesen hat; — und wenn ein solcher Kalender sich auch noch lange Jahre erhält, so wird er dem Titel nach doch nicht alt, wenn er auch so geräuchert aussieht, wie ein Schinken, weil gleich auf dem Titelblatt gedruckt steht: Neuer Kalender auf Anno so und so viel nach Christi Geburt.

— Das ist der zweite Vortheil von dem hinzugefügten Wörtlein : n e u. — Der Hausfreund hat sich dieß Jahr gehütet, oben über seinen Eingang zu setzen : Allerley Neues zu Spaß und Ernst, sondern nur Allerley; es ist nämlich Gemischtes. Wenn es aber dennoch Viele für lauter Neues halten sollten, so freu's ihn; man muß auch das gute Alte sticken und neu aufstuzen; es wäre Schade um Manches!

Es geht, vergleichungsweise gesagt, im Reich des Denkens und des Druckens in einer Art eben so, wie im Reich des sichtbaren Lebens oder der Natur. Eins erzeugt sich aus dem Andern und aus dem Tode keimt neues Leben; das ist die Ordnung der Dinge, die äußerliche Unsterblichkeit. Die geistige Unsterblichkeit aber, die man mit den Sinnen nicht wahrnimmt, ist unendlich, unvergleichlich mehr, als jene äußerliche oder sinnliche; aber letztere soll dem schwachen, ungläubigen Menschen ein Bild und Gleichniß seyn, daß sein Geist, sein Wissen und Denken ewig besteht, wie die Natur sich stets erneuert; und je reiner und heiliger sein Geist im Wollen und Vollbringen ist, desto näher und verwandter ist er Gott, und desto seliger ist er in Ewigkeit, das heißt für alle Zeit, wenn auch das Leben dieses Leibes erlischt.

Unser Erdball ist im Vergleich zum ganzen Weltall ein Sandkörnlein; ein Wassertropfen ist im Verhältniß zum Weltmeer fast nichts, aber doch soviel. Wie oft aber mag sich schon ein Erd- oder Sandkörnlein vom Tod in's Leben und vom Leben in den Tod verwandelt haben?! Wie manchmal mag dieß Stücklein Erde, worauf ich jetzt stehe, schon verwandelt worden seyn, aus Gras oder Fleisch und Gebein vom Menschen und Thieren oder etwas Anderem, wieder in Erde! Wer will das berechnen und ermessen! Stehen und bestehen nicht unsere Hütten und Palläste, unsere Gärten und Ackerfelder und Nebberge, stehen und bestehen sie nicht auf und aus Grabhügeln und Todtenstaub der Vorwelt? — Und dennoch bauen wir harmlose Menschenkinder heitern Muthes wieder darauf hin und schaffen und ringen so lange, bis auch unser Leib zu Erde wird und unsere Seele sich emporhebt in die seligen Gefilde, wo wir das im Licht erkennen, was wir hienieden dunkel sahen, und uns wieder finden zu dem, was wir hier auf Erden, als einem kurzen Standquartier, erkannt und geliebt haben.

So zu sagen ist also dieser Erdboden ein beständiger Todtenhof und ein immerwährender Lebensacker. Denn alles Körperliche wird endlich wieder Erde, und erhebt sich wieder zum Leben. — Und auch die Flüssigkeit, das Wasser, verhält sich gleichwie das Feste. Der Tropfen, der als Dunst zum Himmel steigt, fällt als Regen und Thau wieder nieder, um neues Leben und Weben zu wecken und Alles zu erfrischen und zum Wachsthum zu bringen! Wie oftmals mag ein solcher Tropfen nicht schon auf- und niedergestiegen seyn? und wie oft wird er nicht noch auf- und niedersteigen? — Alles steigt hinauf in die Höhe, und fällt, wiedergeboren und neubelebt durch den Hauch des Allmächtigen, stärkend und erfrischend herab auf die Fluren. So ist es im Naturreich. Also muß unser Erdball seit seiner Erschaffung weder um einen Tropfen leichter, noch um ein Körnlein schwerer geworden seyn, und umgekehrt, wer's versteht. — Alles verwandelt sich immerdar und hat sich früher beständig verwandelt, und wird's wohl auch dann noch thun, wenn wir selber verwandelt sind. Und das wäre denn, wie gesagt, die äußerliche Unsterblichkeit, die ewige, körperliche Wiedergeburt. Mancher arme Erdensohn verwechselt sie freilich in seiner Schwachheit und in seinem Unwerth, den er selber fühlt, mit der ewigen, geistigen Unsterblichkeit, und ist zu bedauern. Der Geist kann niemals sterben, denn er ist von Gott, dessen Liebe und Erbarmen ohne Maas und Ziel und Ende ist. Wenn Einer nicht selber fühlt, daß sein besseres Theil nicht sterben, aber vervollkommen werden kann, so hilft ihm selten ein Lehrer dazu, und er ist ein unglückliches Geschöpf, bis Gottes Barmherzigkeit ihm auf andere Gedanken hilft und auf besseren Glauben.

Der Hausfreund käme nun, gleich andern Kalendermachern, aus Prophezeien oder Voraussagen von Sachen, die man noch nicht weiß, zum Exempel Krankheiten und Seuchen, Erdbeben, Kometen, Krieg und andern Land- und Menschenplagen. Auch Gutes könnte er prophezeien, für die Einwohner Badens zum Beispiel aus sicherer Quelle. Aber er ist klug und bescheidet sich, und schreibt's weder der göttlichen noch der weltlichen Regierung vor, wie

es kommen wir d, wie kürzlich einmal Jemand in der Zeitung gethan, so er's doch nicht weiß, und es lautete fast unbeschiden. Man muß nur stets selbst das Beste wollen, so kann nichts Böses erwachsen; oft hält man's nur für böß und ist es nicht, sondern eine Wohlthat und Mancher sieht's nicht ein. Darum müssen wir unser Glück, das wir oft selbst nicht kennen, einem höhern Führer und Lenker überlassen, der's besser weiß und kennt; wir müssen aber dazu das Unrige beitragen und seiner Leitung folgen, sonst hilft alles Entgegenkommen der Gerechtigkeit nichts, die gleichsam Jedem die Hand bietet und helfen will. — Ach wie Mancher sucht sein Glück dort, wo er es niemals finden kann noch wird, nämlich in äußerlichen, eiteln Dingen allein, und vergift sein ewiges Glück darüber. Verwerfliches Glück, besonders Geld und Gut, ist eine Sache, die man nicht verachten noch verschmähen muß, wenn man es mit Ehren und Recht hat und haben kann. Wenn es aber durchaus nicht kommen will, trotz aller ehrlichen Bemühung, so muß man sich darein schicken und auch sich verkennen lassen und verläumdern sogar; denn die meisten Menschen halten es nur mit den Glücklichen, die ihr Glück oft nicht verdient haben. Zu dem Unglücklichen aber sagen sie gern: Er hat's verdient und dauert mich nicht, so sie doch nicht Alles recht wissen; und ein rechtschaffener Unglücklicher schweigt dazu und wartet Zeit und Stunde ab. Er muß denken: Wer weiß, wozu es gut ist? und die Hoffnung nicht verlieren, mit welcher sich so mancher müde Erdensohn und Leidensbruder trösten muß, wogegen Andern das Glück in Fülle lächelt; und weiß doch nicht, warum jene es besser verdient haben sollen. Vertraue und glaube also ein Jeder dem dort oben! — Weg hat er alle Wege, an Mitteln fehlt's ihm nicht! —

Der Hausfreund kommt manchmal fast in den Predigerton, und sollte doch jetzt prophezeihen. Aber er läßt sich nicht darauf ein, denn es ist ein delikater Artikel. Muthmaßen könnte er allerhand, aber was hilft's? die Zeit bringt's von selber und hat sogar vor einem Kalendermacher oft keinen Respekt. Wenn's kommt, werden wir's schon sehen mit einander. Nur allein das Wettermachen behält er sich auch diesmal vor, wie sonst, nämlich nur im Kalender, weil es die Leute so haben wollen. Darum aber, weil er verschiedene Leser hat, machte er auch verschiedenes Wetter; da kann sich's dann ein Jeder herausnehmen, wie er's braucht und wünscht. Nun wollen wir zu allerlei wichtigen Geschichten übergehen. — Am Schluß dieser Einleitung fühlt der Hausfreund einen ordentlichen Stolz in sich, dieß Jahr, bei dem Gedanken nämlich, daß so manche hunderttausend andere Menschenkinder seine Gedanken lesen müssen, wenn sie wollen. Und wenn er sich voraus denkt, wie dieser oder jener Leser über dieses oder jenes den Kopf schüttelt, ein Anderer lacht oder gar mit dem Haupte nickt, als ob's recht gesagt wäre, so dünkt er sich etwas Rechtes. Die Kalendermacherkunst ist demnach doch ersprieslich, denn man kommt unter die Leute, sogar wenn man nicht unter die Leute kommt. Das ist eine Art von Räthsel, und der Leser soll die Auflösung desselben sammt der nachfolgenden im nächsten Jahr erfahren. — Man kann selbst unter die Leute kommen, und wer sie nicht von selber finden sollte. — Man kann selbst unter die Leute kommen, wenn man gar nicht aus dem Hause kommt; dazu braucht man wenig Kunst und Kraft; denn je weniger man den Menschen Uebels zufügt, desto mehr wissen manche von Einem zu reden. Man kann auch aus dem Häuslein kommen, wer das unterländische Sprüchwort versteht, das heißt: in gerechten oder ungerechten Eifer gerathen, und hat zuweilen Gelegenheit und Ursache dazu, wie es menschlich und natürlich ist; dazu braucht man aber auch wieder nicht aus dem Haus zu kommen, wenn man nicht will. — Wie gesagt, es ist keine Kunst, unter die Leute zu kommen, zu Hause sowohl als draussen; aber eine tapfere Kunst es, und Mancher studirt daran, wie man sich über schwache, einseitige und ungerechte Menschenurtheile hinwegsetzen kann, und Mancher ist schon an der Uebung in diesem Stücklein gestorben, und hat doch ein gutes Gewissen gehabt, wenigstens ein weit besseres, als man ihm zutraute. — Nun folgen also endlich die verschiedenen wichtigen Geschichten und Nachrichten.

## Belohnte Menschlichkeit.

(Mit einer Abbildung.)

Die Leser des rheinländischen Hausfreunds haben mit Vergnügen in den Zeitungen gelesen, daß es im verflohenen Jahr 1830 den Franzosen am 5. Juli gelungen ist, das uralte Raubnest, Algier, zu erobern, und dadurch der ganzen gesitteten Welt einen großen Dienst zu thun, weil dessen Beherrscher seit undenklichen Zeiten sich nicht scheuten, mitten im Frieden durch ihre Raubschiffe die Kauffahrer aller Nationen, deren Nahe sie nicht fürchteten, wegzunehmen, und die gefangenen Menschen auf Lebenslang zu Sklaven zu machen, wenn nicht der eine oder andere etwa das Glück hatte, seine Verwandten von seinem Unglück Nachricht zukommen zu lassen, und dann von ihnen gegen große Summen losgekauft zu werden.

Dies erinnert an folgende Begebenheit, die sich im Jahr 1682 zugetragen hat, als König Ludwig XIV. durch den berühmten Admiral Duquesne Algier bombardieren ließ, und welche beweist, daß die schönen Gefühle der Dankbarkeit auch unter den wildesten Völkern im menschlichen Herzen ihre Kraft bewahren und selbst die wildesten Barbaren zur Bewunderung zwingen können.

Damals war der Dey von Algier ganz wüthend über das Bombardement, welches überall in der Stadt die schrecklichste Verheerung anrichtete, er überließ sich allen Ausbrüchen des Zorns, und befahl, die Christensklaven vor die Mündung der Kanonen zu stellen, und die Köpfe der unglücklichen Schlachtopfer seiner blutdürstigen Grausamkeit auf die französischen Schiffe zu schießen. Schon hatte man einen von diesen unglücklichen Sklaven an das tödtliche Geschöß gefesselt, durch welches sein Leib in tausend Stücke zertrümmert werden sollte. — „Halt! nicht geschossen!“ rief ein algierischer Officier, und warf sich in dem Augenblicke dem Dey zu Füßen. — „Ich sehe dich um Gnade für diesen Christen.“ — „Was hast du für Ursache, die Vollziehung meines Befehls zu hindern?“ — „Menschlichkeit, Pflicht der Dankbarkeit! — Der Franzose, den du willst sterben lassen, ist mein Wohlthäter. Er hat mir das Leben in einem Treffen gerettet, wo

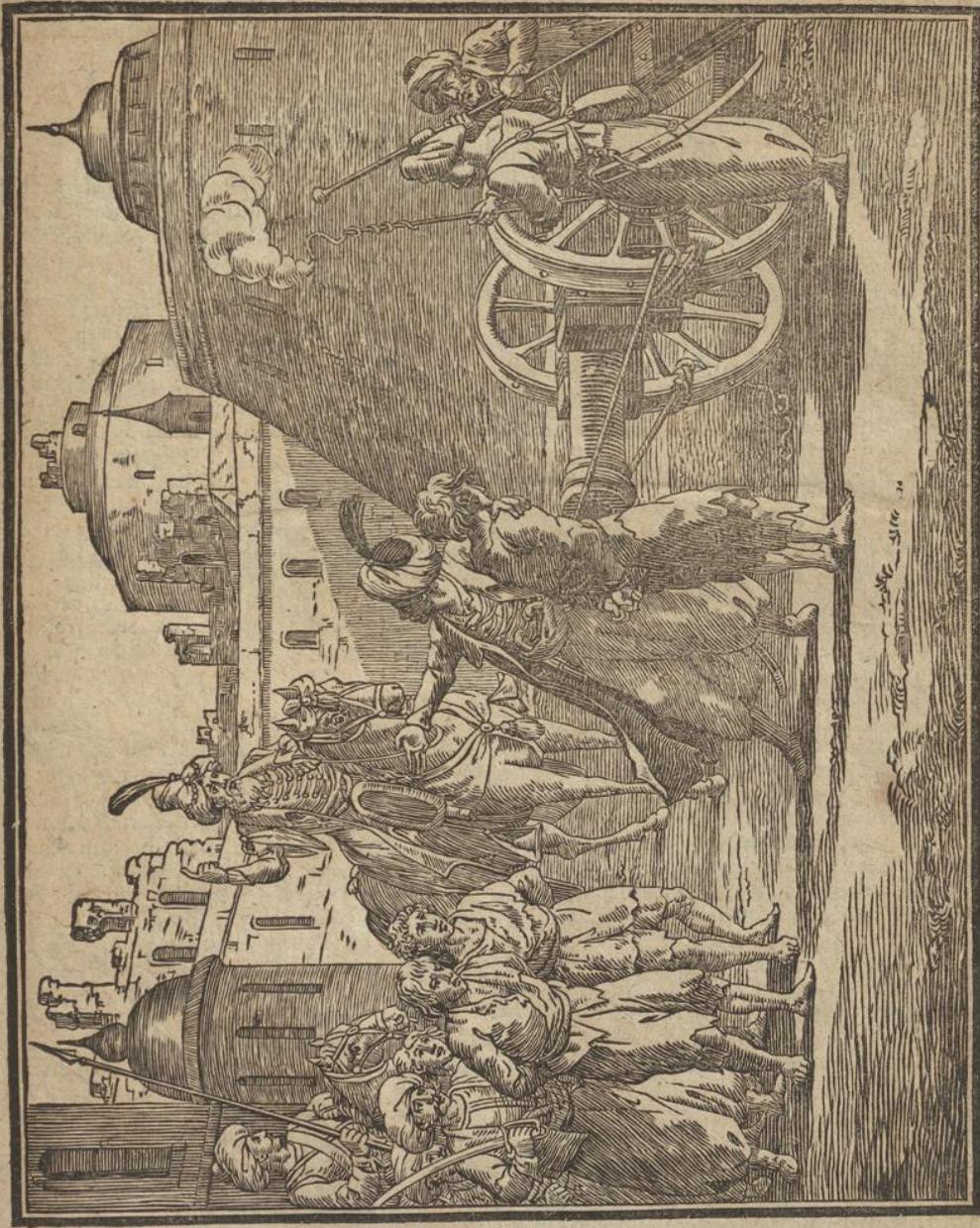
der Sieg sich für die Ungläubigen erklärt hatte, und nun sehe ich dich um Erbarmen für ihn; laß ihn aus der Zahl dieser Unglücklichen frei!“ — Der Dey schlug ihm seine Bitte ab. — Sogleich rannte der Algierer zu der Kanone hin, an welcher der Slave angebunden war, umarmte den französischen Officier und rief wüthend: „Nun denn, so will ich mit ihm sterben, mein Kopf soll zuerst wegsiegen!“ — Da konnte selbst der Dey dem edelsten menschlichen Gefühle nicht länger widerstehen, das auch in dem Herzen des rohesten Barbaren noch seine Rechte behauptet. — Er befahl den Sklaven loszubinden und übergab ihn dem Algierer, mit den Worten: „Er soll dein Gefangener seyn!“ — Dieser drückte den französischen Officier an seine Brust. „Weil du mein bist, sprach er, so empfang den Lohn für den Dienst, den du mir geleistet hast. Sey frei! und glaube, daß mein Dank nie aufhören wird.“

## Oberländer Schnellwiz.

In der Markgrafschaft war vormals ein lustiger Stadtbote, der sich, obwohl er lange schon todt ist, durch seine verschiedentlichen Spässe und Witzreden im Andenken derjenigen erhalten hat, die ihn kannten. Er war als Spatzvogel Jedermann bekannt und man hatte gern seinen Scherz mit ihm; auch fragte ihn manchmal Jemand im Ernst etwas, und erhielt eine lustige Antwort. Als er einstmals an einem Regentage fortgieng, um etwas auszusuchen, stand gerade ein würdiger Herr am Fenster und fragte den Vorbeigehenden: Franz, sagte er, was giebt's Neues? „Weiß dießmal nicht viel, antwortete er, denn er wollte oder konnte sich nicht aufhalten, zumal weil es regnete; nur die Haglinger sind einmal wieder widerpenstig.“ Haglingen aber war ein benachbartes Dorf. — Nun, wie so? fragte der Herr weiter. „Ei, da liegt ein Mann schon in den dritten Tag, erwiederte er, und sie wollen ihn nicht begraben!“ Wie? fuhr jener erstaunt und neugierig fort, warum denn nicht? aus was Ursache? „Eben darum, erwiederte der Spatzmacher, er ist noch nicht gestorben, und eilte, indem er seinen Dreispiz läpfte, von hinnen. —

ren erlläut hat  
armen für die  
schlichen für  
e Bitte ab.  
ga der Kanne  
angebanden wa  
rreier und er  
ill ich mit die  
meglingen!"  
schiden meist  
erhalten, in  
schon Bieder  
Er befohl be  
und ihm dem B  
e soll beta die  
berläßt den jro  
auf. "Bel le  
lange dem be  
du mir glück  
das man die

llmijg.  
er vormalis in  
obwohl er lang  
verpflichtendige  
uten dertunig  
er war el  
und man hat  
sch fragte die  
was, und er  
er einstimmt  
en etwas aus  
eiger Herr an  
enden: Franz  
Wajig diehm  
er wollte die  
al weil es sp  
einmal wieder  
er war ein bo  
jo? fragte die  
in Wann schy  
te er, und ja  
Die? fuhe ganz  
zum denn nicht!  
un, wrieders  
cht gürben,  
reijng flupie,



Ein andermal sah wieder ein vornehmer Herr zum Fenster hinaus, als er vorbeiging. Weil er nun auch schon manchen scherzhaft angeführt hatte, sagte der Herr zu ihm: „Franz, sagt mir doch geschwind eine Lüge!“ — Eilighuend antwortete er: „Hab' jetzt nicht Zeit; ich muß geschwind in die Apotheke; den Herrn Hofrath hat der Schlag gerührt; es ist wenig Hoffnung!“ — und gieng schnell vorüber. Der Herr Hofrath aber war des vornehmen Herrn vertrauter Freund; darum eilte er erschrocken und bleich hindür in dessen Wohnung, fand ihn aber ganz gesund am Tische sitzen, und er aß Monatrettlein oder Radischen und Butterbrod bei einem Gläslein Alten. — „Wo fehlt es Ihnen? werther Freund, rief der Speisende, indem er dem Eingekerkerten entgegen gieng; „Sie sind ganz blaß!“ — „Ach, fehlt's denn im Gegentheil nicht Ihnen, mein Lieber, sprach der Andere; hat Sie denn nicht der Schlag gerührt?“ — „Nein, Gott sey Dank, noch nicht, entgegnete der Hofrath; aber der Schlag neun hat mein Ohr und zugleich meinen Magen gerührt, weil ich mit einer Tasse Kaffee schon seit fünf Uhr arbeitete, und ich gedachte an's Neunuhrbrod. Sie sind freundlich eingeladen!“ — und präsentirte ihm den Teller. — Wart, Schelmen-Franz! rief nun der Herr beruhigter, ich will dir den Schrecken gedenken! und erzählte jetzt dem Freund den Hergang der Sache, wie's gekommen war.

Da klopfte es an die Thüre und herein trat ganz unbefangen der Stadtbote mit einem Schreiben in der Hand vom Bürgermeister an den Herrn Hofrath, überreiche es und wolle wieder geben. „Verwünschter Schelm! donnerte nun der gnädige Herr, warum habt ihr mich so gewissenlos erschreckt?“ „Bitt' um Vergebung, gnädiger Herr! sagte der Franz; Gott gebe dem Herrn Hofrath eine dauerhafte Gesundheit und langes Leben, denn an meinen Worten ist noch keiner gestorben, noch krank worden. Aber Sie haben mich eine Lüge sagen heißen und ich habe nur Ihrem Befehl gehorcht.“

Da schenkte der gütige Hofrath dem Franz ein Glas vom Alten ein und dieser nahm es und sagte: „Zum Wohlseyn, gnädige Herren! Es ist heute gerade mein Geburtstag!“ —

Lehre: Man muß Niemand im Spaß zum Lügen auffordern, denn es wird leider genug gelogen im Ernst.

## Kaiser Adrian.

Wer kennt die Stadt Adrianopel in der Türkei, nicht sehr weit von Konstantinopel, wo im Jahre 1829 der brave Russengeneral Graf Diebitzsch-Sabalkanski seinem glorreichen Siegeslauf ein Ziel setzen mußte und von wo aus er dem Sultan den Frieden dictirte? Diese Stadt hat ihren Namen vom römischen Kaiser Adrianus, der sie vor etwa 1600 Jahren gründete. Dieser Kaiser war ein kurzweiliger und herablassender Herr, und war nicht zu vornehm, sich manchmal unter die gemeinen Leute zu mischen, ohne immer von ihnen erkannt zu werden, denn auf diesem Wege kommen die Regenten den Dingen oft am besten auf den Grund. Einstmals gieng er in ein öffentliches Bad; denn in den heißen Gegenden ist des Baden ein tägliches Bedürfnis, auch für den Aermsten, und man läßt sich gewöhnlich durch bestellte Leute reiben oder frottiren und abtrocknen, welches dem Körper sehr zuträglich ist, und Schlag- und Stieckflüsse sind dort selten. Da sah er im Bad einen alten Mann, der rieb sich den Rücken an der Wand; darum fragt er ihn: „Was soll das bedeuten?“ Jener antwortete: „Herr, ich habe keinen Knecht, der mich riebe, drum verrichte ich das Geschäft selbst so gut ich kann.“ Weil Adrian auch ein gütiger Herr war, so gab er ihm einen Knecht und so viel Geld, daß er denselben erhalten konnte. Bald hierauf gieng der Kaiser wieder einmal durch die Badhalle, und sah mit Lachen, wie bei seinem Eintritt wenigstens ein Paar Duzend Leute ihre Rücken an der Wand reiben. „Warum thut ihr das?“ fragte er auch diese. Sie sagten ebenfalls, sie hätten keine Knechte. Adrianus aber sprach: „Wenn ich euch auch keine Knechte gebe, so kann ich euch doch einen guten Rath geben: Krabet ihr euch einer dem Andern den Buckel, so ist euch Allen getraht!“ und gieng lachend weiter.

## Wo die Noth am größten, ist die Hülff am nächsten.

Zwanzig Jahre hatte Meister Hermann, ein Schneider in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung, nie an Speise zur Sättigung gefehlt; allein da kam das Jahr 1770 mit seiner geringen Ernte. Viele Bauern ernteten kaum so viel Frucht, als sie für sich und ihre Kinder nöthig hatten, einige kaum so viel, daß sie ihre Aecker wieder besäen konnten, und nur wenige konnten etwas von ihrem Vorrath an Bürger in Städten verkaufen. Daraus entstand große Noth. Wenn ein Karren mit Frucht auf den Markt kam, so drängten sich der Käufer so viele herbei, daß die Bauern immer höhere Preise fordern konnten und auch erhielten. Diese Theuerung brachte den Meister Hermann besonders, weil das Brod immer kleiner wurde und er zu seiner und seiner Kinder Sättigung drei- und viermal mehr Geld brauchte, als vorher, und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel nicht mehr, als sonst, verdienen. Er mußte fast alles, was er verdiente, blos für Brod hingeben. Eine Wassersuppe und trockenes Brod war schon seit eilichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich die Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabei zufrieden und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließ.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern im Dorfe waren so arm als er; sie vermochten kaum sich und den Ihrigen die tägliche Nahrung zu verschaffen, und konnten sehr wenig auf Kleidung verwenden. Daher kam es, daß der gute Hermann manche Woche 3 — 4 Tage sitzen mußte, ohne etwas zu verdienen, und doch wollte er und seine Kinder alle Tage etwas essen. Da wurde ihm bange um's Herz. Er nahm sein weniges Zinn und verkaufte es. Da das daraus gelbfte Geld aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder Kleider. Am Ende aber hatte er nichts mehr zu verkaufen. Es kam mit ihm so weit, daß er einmal des Morgens aufstand, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände

und riefen: „Brod, lieber Vater, Brod!“ Da hätte ihm das Herz vor Jammer zerpringen mögen. Doch faßte er sich und tröstete die Kinder.

„Diesen Morgen, sagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittag sollt ihr euch alle sättigen.“ „Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brod bekommen?“ Der Vater wies gen Himmel, wandte geschwind das Gesicht weg, denn seine Augen schwammen in Thränen, und lief in die anstossende Kammer. Da fiel er auf seine Kniee und seufzte: „Ach Gott! ach Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder. Sollen sie vor Hunger vor meinen Augen verschmachten? Du ernährst ja so viele Vögel und gibst den Raben ihre Speise. Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen; gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren.“ So betete er in zuversichtlicher Hoffnung, daß Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern Nahrung zu verschaffen. Schon eine Viertelstunde hatte er sich hin und her besonnen, ob er nichts finden könne, wie er ihnen Brod verschaffen könne, aber es wollte ihm nicht glücken.

Da trat sein Tochterlein in die Kammer und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er gieng heraus. Es war eine Bäuerin, die ihn fragte, ob er sich getraue, in 2 bis 3 Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen? Sie sollte ihn nothwendig haben, weil sie nebst ihrer Tochter auf den nächsten Sonntag zu einer Hochzeit eingeladen worden seye.

„Gern, gern!“ antwortete er, und nöthigte sie, in die Stube zu gehen.

„Und damit Ihr, sagte sie, indem sie in die Stube trat, mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so habe ich hier auch etwas Lebensmittel mitgebracht.“ — Sie holte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und die Kinder drängten sich alle herbei, um zu sehen, was in demselben seyn möchte.

Dann nahm sie ein Brod heraus, dann einen Hafen voll Erbsen, dann geräuchert Fleisch und Butter.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an und weinten vor Freuden.

Auch Meister Hermann konnte vor Nahrung nicht antworten.

„Was ist denn das? Was ist denn das?“ fragte die Bäuerin. Da erzählte ihr der Vater bewegt, in welchen betrübten Umständen er sich mit seinen Kindern befunden habe. Die Bäuerin wurde weichmüthig, und welnte auch mit; sie freute sich, daß Gott durch sie diese Familie aus der größten Noth gerettet habe. In dieser Freude entschloß sie sich auf der Stelle, noch mehr für dieselbe zu thun. „Von nun an, Meister Hermann, sagte sie, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe vom vorigen Jahre noch so viele Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren und doch noch verkaufen kann. Kommet zu mir, so oft ihr Brod brauchet; ihr sollt es allemal haben, auch andere Lebensmittel. Ich will euch alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder; Gott kann es ihnen anderswo vergelten. Lebet wohl, und verlasset euch auf mein Wort.“

Die ganze Familie war nun in der höchsten Freude. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit und genossen sie unter wiederholten Ausrufungen des Dankes gegen Gott. Dieses Essen schmeckte! So schmeckte es damals gewiß in ganz Teutschland niemand, wie diesen armen Leuten, welchen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte.

Auch nach der Mahlzeit dankten sie Gott noch einmal recht herzlich, der dann mit seiner Hilfe am nächsten ist, wenn es scheint, daß es mit uns gar aus seye.

### Eine Geistergeschichte,

die aber niemand erschrecken soll.

Hull ist eine ziemlich bedeutende Seestadt in England. Von dort aus war lange Jahre ein Schiffer, Namens Wilhelm Foster, auf seinem eigenen Schiffe Welcome, d. i. Willkomm! genannt, nach Riga gefahren, einer zum russischen Reich gehörigen Stadt, an der Küste der Ostsee. Weil er aber nunmehr alt wurde, übergab er sein Fahrzeug seinem Sohne Heinrich, der zwar erst 25 Jahre alt, aber doch ein sehr geschickter Seemann war, und als Ober-

steuermann seinen Vater oftmals begleitet hatte. Im Jahr 1763 trat der junge Foster seine erste Reise als Kapitän an und alles lief sehr glücklich ab. Die zweite Fahrt im Herbst desselben Jahres aber lief höchst unglücklich ab, denn bald kam nach Hull die Trauerbootschaft, daß der Welcome bei einem Sturm auf der Ostsee gescheitert und die Mannschaft ertrunken sey; man hätte zwar ein Boot, das dem Zeichen nach zu dem Schiffe gehört haben müsse, auf dem Meer treiben sehen, es wäre aber leer gewesen.

Der Verlust des einzigen Sohnes traf den Vater tief; er versiel in Schwermuth. Nach einigen Monaten erst konnte man ihn dahin bewegen, zu seiner Zerstreuung mit seiner Gattin eine Reise zu einem alten Freunde zu machen, der etwa zwei Meilen entfernt auf seinem Landhause zu Holderness hauset. Regengüsse und schlüpfriger Weg hielten die beiden Alten so lange auf, daß sie erst Nachts eils Uhr wieder heim kamen. Aber was vernahmen sie bei ihrer Rückkehr für eine überraschende Nachricht! Die vertraute Dienerschaft, eine im Hause alt gewordene Magd und eine junge Dienerin erzählten: Gegen zehn Uhr hätte es stark an die Hausthür geklopft; die jüngere öffnete und sah draußen einen jungen Mann stehen, der fragte, ob sein Vater und seine Mutter zu Hause wären? Erstaunt habe sie ihm in's Gesicht geleuchtet und den verlorenen Sohn des Hauses erkannt. Fast wäre sie, laut aufschreiend, zu Boden gefallen, aber der junge Mann habe sie aufgefangen. Unterdeß sey auch die ältere Magd herbeigekommen und habe zu ihrem großen Schrecken ebenfalls Heinrich Foster erkannt. Er aber habe ihr gesagt: Er komme eben mit der Post von York, und weil es spät wäre, wolle er heute im Gasthof absteigen, um keine Störung zu machen, morgen früh 9 Uhr aber zum Frühstück kommen. — Sein Gesicht habe bleich und ernst ausgesehen.

Welche Gefühle mußte diese Nachricht im Herzen der tief betrübten Eltern erregen! Freude wechselte mit Zweifel und Zweifel mit Freude! Der Vater hätte gleich den Sohn selbst gesucht, aber er war zu schwach und der Weg war weit! So mußte er nothwendig mit der innigsten Sehnsucht dem Morgen entgegenharren. Früh morgens wurde ihre Hoffnung noch vermehrt, als die nahe wohnende Schwester der

Frau Foster kam und meldete, daß ihr ungefähre das Nämliche, wie ihnen, gestern Abend widerfahren wäre. Er wäre auch bei ihr gewesen und hätte dasselbe Versprechen gethan.

Die ersetzte neunte Stunde kam, aber — der geliebte Gast blieb aus! Man wartete lange und er kam nicht! Der Vater nahm seinen Krückenstock und gieng nach dem Wirthshause. Aber kein Mann von seiner Beschreibung war dort gewesen und auch mit der Postkutsche war keiner dergleichen angekommen.

Trostlos kehrte der unglückliche Greis zu seiner Gattin zurück. Beider Schmerz war erneuert und verstärkt. Die betrübtete Mutter, ihre Schwester und die Freundinnen meinten, daß der abgeschiedene Geist des Sohnes von irgend einem Geheimniß gequält würde, weil er im Grabe keine Ruhe fände. Der Unglaube ist stets bereit, alles Andere eher, als das Natürliche zu glauben; man war allgemein der Meinung, daß Heinrich Foster's Geist sich erzeigt habe, nämlich von Seiten der Schwachen; die Klugen schwiegen.

Im nächsten Frühjahr, als der Schmerz der Eltern sich bereits gemildert hatte, machten sie wieder die Reise nach Holderneß zu ihrem Freunde, und, merkwürdig genug, bei ihrer späten Rückkunft erfuhren sie dieselbe Geschichte, wie im verwirrenen Herbst. Die beiden Mädchen behaupteten, daß der junge Foster wieder da gewesen wäre, eben so blaß und ernst ausgesehen, fast die nämlichen Fragen an sie gethan und am folgenden Morgen wieder zu kommen versprochen hätte. Diese Nachricht machte auf die alten Leute keinen guten Eindruck. Die Mutter jammerte, daß ihr unglücklicher Sohn nicht Ruhe im Grabe fände und irgend ein wichtiges Geheimniß enthüllen wolle. Der Vater kam dagegen auf den Gedanken, daß irgend ein böser Mensch oder Feind die Rolle seines Sohnes übernommen habe, um seines Unglücks zu spotten, oder seinen Schmerz zu vermehren. Und was hätte man auch Vernünftigeres vermuthen sollen? Ein alter Seemann sieht und glaubt nicht leicht Geister und Gespenster. Seine Frau wollte, wie gewöhnlich in solchen Dingen der Fall ist, seiner Vermuthung nicht beistimmen und blieb bei ihrem Glauben. Gleichwohl war man auf den nächsten Morgen begierig wegen dem Versprechen des Geistes.

Der Alte zwar wollte von nichts weiter hören und hielt die Sache für abgethan. Doch auch er irrte sich diesmal. Wenige Minuten nach dem Schlag neun wurde geklopft; mit Beklommenheit öffnete man die Thüre und bald stand der längst verlorene gegebene Sohn vor seinen Eltern. Die Mutter sank in Ohnmacht und der Vater starrete verwirrt und sprachlos auf einen Fleck hin. Als aber des Sohnes Arme ihn kräftig und lebendig umschloßen, überzeugte er sich, daß derselbe wirklich lebe. Auch die Mutter erholte sich nach und nach. Endlich erzählte der Wiederauferstandene Folgendes, wie die Sache sich verhielt: Foster's Schiff war verschlagen worden vom Sturme und dergestalt leet geworden, daß der Kapitän sich mit drei Matrosen in ein Boot begaben, um irgend eine Insel zu erreichen. Die übrige Mannschaft war auf dem Schiff geblieben und mit ihm versunken. Die vier Flüchtlinge erreichten endlich eine kleine Insel; aber weil die Wellen allzustark am Lande sich brachen, (man nennt dieses Brandung,) schlug das Boot um und zwei Matrosen ertranken. Die beiden Andern erreichten mit großen Anstrengungen das Ufer und endlich eine Fischerhütte, worin sie, weil sie mit Geld reichlich versehen waren, gute Pflege fanden. Foster mußte jedoch fast zwei Monate das Bett hüten. Unterdeß miethete sich der Matrose nach Gese in England auf einem Fahrzeug ein, und weil Foster nicht mit konnte, so gab er ihm einen Brief an seine Eltern mit, den sie aber nicht erhielten. Einen Monat später fuhr Foster nach der nah gelegenen Insel Wland, im Bothnischen Meerbusen, fand dort ein englisches Schiff, welches ihn nach Liverpool in England brachte. Dort setzte er sich auf den Postwagen, um nach Hull in seine Vaterstadt zu begeben. Auf der letzten Station vor Hull, zu Beverley, traf er einen alten Freund, in dessen Unterhaltung er sich so vergaß, daß der Postwagen ohne ihn abging. Er mußte also zu Fuß nachkommen, und so kam er spät in Hull an. Weil er kein Zimmer bei seinen Eltern gerüftet fand und diese nicht weiter sitzen wollte, so beschloß er, im Wirthshause zu übernachten. Aber das Schicksal spielt oft sonderbar mit uns! Auf der Straße stieß er auf eine Preßbande, das heißt, auf eine Schaar bewaffneter Leute, welche

in den späten Nachtstunden durch die Straßen ziehen und die Spätlinge auffangen oder pressen, und sie auf ihre Schiffe thun, wenn sie Matrosen brauchen, und fahren damit in alle Welt, und jeder ohne Unterschied muß mit, wohin der Wind treibt. Auch Foster wurde ergriffen, er widersezte sich und sagte, er sey selber Kapitan. Alles half nichts. Er erhielt beim Widerstand eine Kopfwunde und wurde besinnungslos auf ein Schiff gebracht. Es war ein Kriegsschiff, eine Fregatte von 40 Kanonen, der Sirius. Als Foster Morgens aus seiner Betäubung erwachte, war das Schiff schon mellenweit in See auf der Fahrt nach der Insel Jamaika in Westindien. — Nachdem der Sirius dort angekommen war, um mit andern Kriegsschiffen vereinigt gegen den Feind zu gehen, denn die Engländer hatten Krieg mit den Franzosen, erfuhr man, daß bereits der Friede zu Paris abgeschlossen worden sey, und das Schiff wurde sogleich nach England zurückgesandt. Unterwegs erzählte er dem Kapitan seine Geschichte und dieser erlaubte ihm, auf einem ihnen begehrenden Kauffahrtschiffe nach Whitby zu gehen, welches nicht so weit von Hull ist. In diesem Hafen landete er, gieng sogleich mit Postpferden nach Hull ab, kam wieder spät an, und weil man ihn für todt hielt, so gieng er, um seine Eltern nicht allzusehr zu erschrecken, in den Gasthof, um morgen wieder zu kommen. — So lösete sich diese scheinbare Geistergeschichte ganz natürlich auf, wie alle, wenn man sie nur immer genau untersuchen wollte oder konnte. —

### Wunderbare Lebendrettung.

Le Fevre, ein rechtschaffener fleißiger Pflanzerg und Müller in der Nachbarschaft von Wawosing in Nordamerika, hatte elf gut gezogene Kinder, die er zärtlich liebte. Derik (Theoderich), das jüngste derselben, vier Jahre alt, gieng einmal zu weit von der Pflanzung seines Waters, verirrete sich im Walde, lief zuletzt in der Angst immer weiter, bis es vor Mäthigkeit nicht mehr weiter konnte. Im Walde war es in Gefahr, von wilden Thieren zerrissen zu werden. Seine Eltern, Geschwister und Dienstboten, auch die Nachbarn vereinigten sich, den verlorren Knaben aufzusuchen, aber vergebens

war ihre Mühe. Sie blieben im Walde über Nacht, um am andern Morgen das Suchen des Kindes desto früher wieder zu beginnen, allein auch am zweiten Tage suchten sie umsonst. Um diese Zeit kam ein (sogenannter) Wilder, (d. i. ein Nachkomme der Ureinwohner von Amerika) der mit Pelzwerk handelte, und ein Bekannter le Fevres war, in dessen Haus, fand alle in tiefster Betrübniß und Kummer, und man erzählte ihm die Ursache desselben.

Der Wilde sprach: „Bruder, zeige mir Schuhe und Strümpfe, die Derik kürzlich getragen hat.“ Er ließ seinen Hund daran riechen, führte dann denselben im Kreise herum in der Gegend, wo Derik wahrscheinlich gegangen war, und ließ ihn den Weg, den das Kind genommen hatte, aufspüren. Er zeigte bald durch Wellen an, daß er die Spur gefunden habe und lief schnell vorwärts, daß ihm der Wilde kaum folgen konnte; er eilte ihm nach, hörte ihn von Zeit zu Zeit bellen, als ob er seinem Herrn rufen wollte, und führte ihn so immer weiter in den dicksten Wald. Endlich blieb der Hund stehen, der Wilde eilte herbei und fand das Kind fast verschmachtet an einem Baume liegen. Er nahm es auf seine Arme und brachte es eilend den trostlosen Eltern.

O welch ein rührender Auftritt! Lautes Frohlocken und Dankfagung zu Gott, der diese Hülfe in der Noth gesandt hatte, herzlich Dankbezeugungen gegen den Retter des Kindes, Thränen väterlicher und mütterlicher Freude, Uebfungen des wiedergefundenen Kleinen wechselten mit einander ab. Sie fielen dem Wilden um den Hals, der bei seiner größern Härte doch auch zu Thränen gerührt wurde. Ihre Dankbarkeit vergaß den Hund nicht, der das Kind aufgespürt hatte, sie streichelten und küßten denselben.

Le Fevre stellte ein Fest an, wozu er alle Freunde und Nachbarn einlud. Schwarze und Weiße versammelten sich, den freudigen Eltern Glück zu wünschen. Die Mutter, von Freude über ihren wiedergefundenen Sohn wie betäubt, saß die ganze Nacht in der Mitte des Saales, und ließ die Gesellschaft um sich herum fröhlich seyn.

Am folgenden Tage bot le Fevre dem Wilden alles, was er im Hause hatte, an, um sich daraus zu wählen, was ihm beliebte. Nach vielen

Ueberredungen nahm er endlich eine gute Flurte an. Dieser dienstfertige Wilde hieß Terevenissa, und sein Hund Dniab. Le Fevre forderte den Wilden auf, in jeder Noth seine Zuflucht zu ihm zu nehmen; wenn er alt werde und nicht mehr jagen könne, zu ihm zu kommen und sein Leben bei ihm zu beschließen. Der kleine Derik mußte seines Retters Namen annehmen, und hieß auch als Mann Terevenissa; er nahm nach Terevenissa's Tod einen Sohn desselben zum Bruder an, und vergaß es nie, daß er dessen Vater die Erhaltung seines Lebens verdanke.

### Der starke Schnupfer.

Zur Zeit, als der Gebrauch des Rauch- und Schnupftabacks in Teutschland aufkam, legte ein gewisser Monarch einen außerordentlich hohen Zoll auf die Einfuhr dieses Artikels, und das von Rechtswegen; denn er dachte: Schnupfen und rauchen gehört nicht nothwendig zum Leben; wer aber dennoch schnupfen und rauchen will, muß mehr Geld haben, als Andere, die es unterlassen, und kann also auch mehr zahlen zum Staatshaushalt, wie nun die Abgabe auch heißen mag: Zoll, Accise oder anders wie. — Es wurde also eine große Steuer oder Imposit auf die Einfuhr des Tabacks gelegt und mancher Schnupfer zog nun die Nase zurück und mancher Raucher hängte sein Pfeiffein an die Wand. Aber ein Liebling des Königs, ein Diener, der auch so eine Art von Hofnarr war, bat den Herrn, ihm doch zu erlauben, daß er so viel Schnupftaback, als er des Jahrs durch für sich selbst brauchte, einführen dürfte, ohne den großen Zoll zu zahlen; er könne das Schnupfen nicht lassen und der Doktor habe es ihm verordnet wegen seiner Gesundheit u. um seiner Augen willen.

Der gütige Herr gab seine Einwilligung, indem er sagte: „Wenn's so ist, Daniel, magst du meinethwegen einmal eine Ausnahme machen vom Gesetz; aber sonst keiner, denn es könnten gar viele kommen.“

Am Ende vom Jahr ließ sich der König aus den Zollregistern Rechnung vorlegen von wegen dem Daniel und seinem Tabacksverbrauch; denn er sah alles selber nach. Da fand er zu seiner Verwunderung, daß viele Centner Taback auf dessen Namen zollfrei eingeführt worden

waren; die konnte er doch unmöglich selbst und allein verschmupft haben. — Ein paar Stunden darauf traf er seinen privilegirten Schnupfer im Garten an und rief ihm; „Spizbube, sagte er, heißt das nicht die Güte mißbrachten? Wie viel Taback schnupfest du im Jahre?“ Der Daniel war schon gefaßt und sagte: „Verzeihen Euer Majestät, dieß Jahr kann mein Bedarf höchstens auf fünfzehn Centner aufgelaufen seyn, denn ich habe einige Monate lang eine böse Nase gehabt und das Schnupfen war mir verboten.“ „Wie, Kerl, fünfzehn Centner, sagst du? fragte der erzürnte König; wo hast du denn diese alle hingethan?“ — „Ei, was anders habe ich damit gemacht, als verschmupft,“ antwortete er. „Aber, Mensch, wie schnupfest du denn, sage mir an! Ich schnupfe doch auch stark und brauche lange nicht so viel Pfund, als du Centner.“ „Das glaube ich Euer Majestät wohl, fuhr jener fort; und jeder schnupft auf seine eigene Weise, und ich habe die meine, sonst schmeckt es mir nicht.“ „Nun wie schnupfest du denn, zeig' an!“ sagte der König. — „Das will ich Euer Majestät gleich zeigen, sprach der Daniel; es ist gut, daß wir im Freien sind.“ Da zog er eine ungeheuer große Dose hervor, die aussah wie ein Napf, machte sie auf, griff mit der ganzen Hand hinein und langte eine Faustvoll heraus. „Geruben Euer Majestät jetzt Nicht zu geben,“ sagte er, und warf den Taback in die Höhe, streckte, rückwärts gebogen, schnuppernd die Nase in die Luft und sagte: „So schnupfe ich, Euer Majestät, und habe so am besten die Auswahl unter den Körnlein; die mir nicht schmecken, laß ich darneben fallen.“

„Das ist eine aparte Art zu schnupfen, sagte jetzt der König; nun wunder's mich nicht mehr, daß du so viel brauchst, Daniel. Aber ich muß dir doch den Rath geben, für's nächste Jahr diese Schnupfmanier aufzustrecken; es könnte deinen Augen schaden. Für diesmal wollen wir's gelten lassen.“

### Der brave Soldat.

In dem einjährigen Bayrischen Successions-Kriege 1778 — 1779 zwischen Preußen und

Des Reichs vergieng sich ein böhmisches Dorf so sehr, daß die Einwohner mit einigen hirschtischen Truppen zugleich auf die Preußen schossen. Nach den Kriegsgesetzen steht die Plünderung und Ansteckung darauf. Ein menschenfreundlicher Prinz milderte die Strafe bis zur Fouragierung. Ein Kürassierregiment ward beordert, die Fourage einzuholen. So fiel auch ein Kommando in ein Bauernhaus, belud seine Pferde mit Fourage, und fieng nachher an zu plündern, wozu keine Erlaubniß, geschweige Befehl gegeben war. Einer unter ihnen widersetzte sich diesem Unwesen. „Kameraden! sprach er, thut das nicht. Dazu haben wir keine Ordre, denkt doch menschlich. Ihr seyd ja keine Barbaren, Türken und Heiden. Das Wischen Fourage verschmerzen die Leute noch wohl; nehmen wir ihnen aber Weißzeug, Kleider und Hausgeräth, so sind sie verloren.“ Er wurde ausgelacht. Er aber fuhr fort: „Liebe Kameraden, bedenkt doch einmal, wie uns das gefallen würde, wenn man mit unsern Weibern und Kindern so umgehen wollte. Laßt doch den armen Leuten das Nothwendigste! Wir sind ja keine Kroaten und Panduren.“ Tauben Ohren gepredigt. Sie fuhren fort zu plündern. Da wurde der gute Mensch so aufgebracht, daß er den Säbel zog und sagte: „Laßt ihr's nicht bleiben, so habt ihr's mit mir zu thun und noch diesen Abend zeig' ich's an. Ihr zwingt mich hiezu.“

Diese Bravour rührte sie dergestalt, daß sie alles abpacten und den Leuten wieder gaben. Sie kamen zurück; der Kommandant erfuhr etwas davon und ließ diesen braven Kerl rufen. „Sag' mir aufrichtig, sprach er, was ist bei der Fouragierung vorgegangen?“ Er erzählte alles auf das ehrlichste, ohne Jemand zu nennen. „Du hast als ein braver Kerl gehandelt, versetzte der General; es ist der Wille des Königs nicht, daß man mit den armen Unterthanen kriege. Sage mir aber, wer waren die Unmenschen, die doch plünderten?“ „Ach, Herr General, ich bin Ihnen allen Gehorsam schuldig; aber damit verschonen Sie mich. Sie haben ja wieder zurückgegeben. Sie wissen, im Kriege geht es nicht immer so ordentlich zu. „Lassen Sie es gut seyn!“ „Nun, braver Kerl, da hast du einen Thaler, und so dir ein Unfall begegnet, so halte dich an mich.“

War das edel, daß sich dieser Mensch der Plünderung widersetzte; so war es fast noch edler, daß er seine Kameraden nicht angeben wollte. O, was wehnt nicht oft unter dem gerbbsten Heind für ein gutes Herz! In jedem Stande, auch im Soldatenstande, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

## Von einem Schulmeister und einem Bublein.

Es saßen eines Tages in den sechziger Jahren in einer Dorfschule der Ueberheimer Pfalz die Schulkinder einmüthiglich bei einander und lernten nach damaliger Weise. Der Schulmeister — damals hießen sie noch Schulmeister u. noch nicht Schullehrer, wie jetzt, denn Lehren muß man ja in der Schule, wie sich von selbst versteht, sonst wäre es keine Schule, aber nicht jeder ist Meister darin; — der Schulmeister also stand mitten in der kleinen Schulstube und wandte lehrend und mahnend sein strenges Auge nach allen Seiten hin. Da bemerkte er ein leichtsinniges Bublein, welches, statt den Katechismus zu lernen, auf der Schiefertafel Nöpflein malte. Sogleich lief der Schulmeister auf ihn zu und fragte streng: „Kannst du deinen Katechismus?“ Der Knabe schwieg bestürzt; der Lehrer nahm das Buch und that aus der heutigen Lektion die Frage an ihn: „Wie viel Götter giebt es?“ Der Knabe besann sich und antwortete ungewiß: „Drey!“ — Da hagelte eine Tracht Prügel auf seinen Rücken herab, und als er nicht nachlassen wollte, glaubte er, er habe zu wenig gesagt und rief: „Vier!“ Die Schläge kamen immer dicker. Er steigerte also fort: „fünf, sechs, sieben!“ Alles umsonst, das Hagelwetter wollte nicht aufhören. Als er endlich ein Duzend gerathen hatte, gieng ihm vor Schmerz die Geduld aus und er rief in seiner Herzensangst: „Ach Gott, ach Gott Herr Schulmeister! sind's denn noch nicht genug?“

So wurden damals die Kinder erzogen; man gab ihnen Prügel, statt Belehrung; man findet's hie und da noch heute so. — Dieses Geschicklein hat dem Hausfreund einmal Einet erzählt, der ihm sehr lieb und selbst in der

Schule war und hat geweint, als der arme  
Nöfleinmaler so arg geschlagen wurde.

So etwas kann auch anderswo geschehen  
und gedruckt worden seyn, denn es geschieht ja  
nichts Neues unter dieser Sonne, wie Salomo  
sagt und wie es jeder erleben kann. Der Nöf-  
leinmaler ist nachher ein Husar geworden, von  
dem später einmal was vorkommen soll.

### Ein Geschicklein aus dem dreißig- jährigen Krieg.

Was ich jetzt schreiben will, ist wohl theil-  
weis auch schon anderswo gelesen worden;  
aber der Hausfreund kennt die Quellen und  
manches stellt er sich dabei lebhaft vor, wie es  
könnte gegangen seyn und giebt's dem Leser  
ganz, wie es war, ohne Schmutz u. Zierrath.

Als der große Schwedenkönig, Gustav  
Adolph, am 6. November 1632 die blutige  
Schlacht bei Lützen liefern wollte gegen die kai-  
serlichen Truppen, ritt er früh noch einmal in  
den Heeresabtheilungen herum, damit er selbst  
nachsehe, ob alles in Ordnung und bereit wäre  
zum Schlagen. Da sah er einen seiner Sol-  
daten, der erst kürzlich angeworben war und  
noch kein Pulver gerochen hatte, abseits an  
einer Höhle liegen, in der Absicht, sich zu ver-  
stecken. Der König aber erblickte ihn dennoch  
und rief ihm zu: „Was schaffst du da? Weißt  
du nicht, daß es gleich gegen den Feind geht?“  
„Herr König, antwortete der Hasensuß, ich  
bin dem Feind so feind, daß ich ihn gar nicht  
sehen mag.“ — „Ei Possen, sagte der Helden-  
könig, fort, Bursche, immer fort! Du mußt  
dem Feind heute das Weiße im Auge sehen,  
sonst bist du kein Schwede!“ „Ei, Herr Kö-  
nig, erwiederte jener; ich bin wirklich auch kein  
Schwede nicht, sondern ein Ausländer; sie  
haben mich gefangen und engaschirt. Wenn's  
aber doch nicht anders seyn kann, so gebt mir  
meinen Mann vom Feind heraus, der auf  
mich kommt; wir wöden uns schon in Gürtig-  
keit mit einander abfinden und ich spare Euer  
Majestät Pulver und Blei.“ — Die Einfalt  
des feigen Gefellen nöthigte da dem König ein  
Lächeln ab und er ritt vorüber. Er selber aber,  
der große König, ist auf dem Schlachtfelde ge-  
fallen und bei Lützen sieht man die Stelle noch,  
wer hinkommt; sie ist mit Pappelbäumen

umzäunt. — Seine braven Schweden aber  
haben dennoch den Sieg errungen über Blut  
und Trümmern. Königsblut wird theuer ver-  
kauft; sie kämpften wie die Löwen. Gustav  
Adolph war ein Sproß aus des edeln Basa's  
Stamme, vor dem jeder den Hut abzieht, nicht  
aus Zwang, wie vor dem Hut des Landvogts  
Gessler in der Schweiz, sondern aus Ehrerbie-  
ung und Liebe. Eine Blume aber, aus  
diesem Heldenstamme, blüht noch im  
Badischen Lande, ihr Name heißt  
Sophia.

### Neue Erfindung.

Ein junger Schwarzwälder, der außer sel-  
nen Hochgebirgen und Wäldern von der übrigen  
Welt und ihren Bräuchen noch nichts ge-  
sehen hatte, kam mit einem Fuhrwerk das  
erstmal nach Braffenheim. Es war schon  
spät und er mußte über Nacht bleiben, weil er  
wegen der Thorsperre seine geladenen Dielen  
doch nicht mehr in die Stadt bringen konnte.  
Darum stellte er ein und sagte, als er in die  
Wirthsstube im Adler trat: „Guten Abend,  
Frau Wirthin!“ Sie saß da und strickte und  
wartete den Gästen auf mit Wein, Braffenhei-  
mer Krugbier und Münsterlää, wer begehrte.  
„Was bellebt?“ sagte die Frau zu dem jungen  
Mann, und er antwortete: „Einen Schoppen  
neuen!“ Sie holte den Schoppen und stellte  
ihn auf einen Tisch, auf welchem ein Kerzen-  
licht brannte, und eine Lichtpuße oder, wie  
man dort überflüssig sagt, eine Lichtpußscheere,  
lag auf dem Leuchter, was manchmal zum Ver-  
druß des Gastes vergessen wird.

Der Wälder nahm die kleine Maschine in die  
Hand, nämlich die Lichtpuße, die ihm noch ganz  
fremd war, denn er hatte höchstens bei Gelegen-  
heit ein Licht mit den Fingern pußen sehen;  
insgemein brennen sie auf dem Wald Spähne  
zur Erleuchtung der Stuben. Darum fragte  
er die Wirthin: „Frau Adlerwirthin, was ist das  
für ein Instrumentlein? Es geht auf und zu wie  
eine Scheere und schneidet doch nicht.“ „Das  
ist eine Lichtpußscheere, sagte die Frau, und,  
wisset ihr das noch nicht?“ „Ich habe noch keine  
gesehen, sagte er, aber ich merke schon, ihr  
Braffenheimer macht's euch kommoder, als an-  
dere Leute. Wir auf dem Hochwalde nehmen

den Abfall von den Spähnen oder Kerzen, wer hat, mit den Fingern ab, und werfen es an den Boden; ihr aber hebet's sauberlich auf."

Weil nun gerade das Licht einen großen Bußen hatte, so setzte er den Daumen und Zeigefinger, hob den Bußen geschickt ab und streckte ihn in das geöffnete Kästlein der Lichtscheere und machte es wieder zu. „Man lernt doch allerlei bei euch Stadtleuten, sagte er; das ist ein kommodos Geschirlein, und man beschmutzt den Boden nicht."

Die Adlerwirthin sagte nichts, sondern lachte, aber heimlich, um den Menschen nicht zu beleidigen. Aber nachher putzte sie das Licht selber, wie sich's gehört, mit der Lichtputze und der Wäldermann sagte: „Aha! so geht das Ding! Man kann bei Euch nicht auslernen!"

Das ist fast eine Geschichte, wie von dem bequemen Schilderhaus und dem Aefruten, wer sich noch erinnert. —

### Irthum und Buße.

Ein lustiger Vetter, wenn er nicht Fabian hieß, so schrieb er sich wahrscheinlich Nepomuk, hatte Gemeinschaft mit einem Doktor, dem es ziemlich dick hinter den Ohren saß. Er kam manchmal zu dem Doktor auf freundschaftlichen Besuch, und dieser wartete ihm dann oft mit einem Gläschen Malaga auf, den er zum Präsent bekommen, oder mit altem Wein, der angefetzt war mit dem Kräutlein, Waldmeister genannt, wer es kennt; es schmeckt gut und thut gut; das weiß der Doktor wohl, denn er führt ein feines Jünglein.

Das Pläglein aber, wo die Flasche stand, hatte sich der Nepomuk wohl gemerkt, und als er einmal wieder kam, war zwar die Thüre des Doktors offen, er selbst aber saß im Garten und las, und streckte seine Beine auf der Bank aus in der grünen Laube. — Der Gast, der also allein war, schielte nach der Bouteille, und meinte, er brauche den Doktor nicht zum Einschenken, er könne es selber, es schmecke ihm so besser. Er schenkte also ein und schluckte den Malaga, als verbotenes Gut, hastig hinunter und der Geschmack kam ihm doch wunderbarlich vor. Es dauerte nicht lange, so bekam er das Aufstossen und es wurde ihm ganz kurios; darum sah er einstweilen zum Fenster hinaus, was es für Wetter gäbe. Der Repo-

ruk machte ein jämmerliches Gesicht und ber Malaga wollte kein Weibens bei ihm haben. Indem er des Doktors Trank verwünschte, kam dieser zur Stube herein und traf also seinen Freund als Patient an. „Wo fehlt's?" fragte er. — „Ach, sibhnt jener, Euer verfluchter Malaga dort!" — — „Was, schrie nun der Doktor, wie ängstlich verwundert; plagt euch der Teufel? Ihr werdet mir doch meinen kostbaren Wundbalsam nicht für Malaga getrunken haben?!" Dem Nepomuk aber wurde es ganz bang für seine Gesundheit und fragte darum besorgt: „Ist es denn etwas Gefährliches, Euer Zeug da, was ich hinuntergeschluckt habe?" — Ahzelzend und ernsthaft antwortete der Doktor: „Wie's fällt; man kann seine Wirkung so eigentlich nicht bestimmen; ich habe ihn bis jetzt noch nicht innerlich angewendet, sondern nur äußerlich; Ihr seyd der erste. Aber Ihr müßt nach Haus; ich will euch was verschreiben, das den Gift wieder abfährt." Nun wurde er vom Doktor noch tüchtig laxirt und es wurde ihm fast schwach.

Lerne aus diesem spaßhaften Geschichtlein: Man muß keinen Wundbalsam für Malaga trinken.

### Gutgemeinter Vorschlag.

Ein armer Bauer begieng einmal einen Polizeifrevel und weil er es nicht so gut verstand, wie andere, sondern sich schlecht aus der Affair zog, so wurde ihm zu Recht erkannt: Sechs Wochen in's Loch. Fast konnt' er's nicht begreifen und doch war's so; er hatte es selber gehört. Da wandte er sich an den Herrn Amtmann. „Gestrenger Herr Amtmann, sagte er — der Amtmann hörte es gerne, wenn man ihn so titulirte — ich hab's vielleicht verdient, ich weiß es nicht; aber anderst machen kann ich's nicht, das weiß ich. Konnten Sie mir's aber nicht zur Gnad' halten — das paßt zur Strenge gar gut — und die Sache dahin drehen. Ich habe zu Haus einen baumstarken Buben, der konnt' sich zu mir setzen und wenn jeder drei Wochen gefessen wäre, so kämen ja doch sechs heraus. Und am Ende ist's doch einerlei!"

Geneigter Leser! Dießmal ist's gewiß wahr, der Hausfreund hat's von einem, der wunder-selten lägt und weiß, wie's hergeht.

## Eustachius de St. Pierre.

(Mit einer Abbildung.)

König Eduard III. belagerte, nach seinem Siege bei Cressy 1346, Calais. Er betrachtete sich, als Sohn von Isabelle, Schwester des letzten Königs von Frankreich, als den rechtmäßigen Erben des Landes, und die Einwohner von Calais, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, als Rebellen. Diese aber blieben dem Könige Philipp VI. von Valois treu, weil die Krone von Frankreich sich nicht auf die weibliche Nachkommenschaft vererbe. Die Belagerung dauerte ein ganzes Jahr; alle Angriffe der Engländer wurden muthig zurückgeschlagen. Endlich aber that der Hunger mehr für Eduard, als die Waffen. Nachdem die Bürger ihr Vieh und alle Lebensmittel aufgezehrt, dann selbst durch Unkraut und gefochtes Leder ihr Leben zu fristen gesucht hatten, machten sie in der Verzweiflung einen kühnen Ausfall in das feindliche Lager. Nach langem blutigem Kampfe wurde ihr tapferer Anführer, der Graf von Vienne, gefangen, die übrigen in die Stadt zurückgetrieben. Nun wurde das Kommando dem Eustachius de St. Pierre, einem Manne von hoher Tugend, übertragen. Dieser sah sich genöthiget, die Uebergabe der Stadt anzubieten, nur sollten die Einwohner freien Abzug haben. Eduard, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der ihn so lange vor dieser einzigen Stadt aufzuhalten hatte, bewilligte den freien Abzug der Uebrigen nur unter der Bedingung, daß ihm sechs der vornehmsten Bürger zur verdienten Strafe überliefert würden.

Alle Einwohner von Calais standen auf dem Marktplatz und erwarteten mit klopfendem Herzen die Antwort des Eroberers. Als sie solche vernahmen, verbreitete sich Schrecken und Angst auf ihren bleichen Gesichtern. Denn wen sollten sie ausliefern? Eltern, Brüder, Verwandte, tapfere Freunde und Nachbarn, die so oft in der Vertheidigung der Stadt ihr Leben für einander gewagt hatten? Endlich bestieg Eustachius de St. Pierre eine kleine Anhöhe und sprach zu den versammelten Bürgern: Meine Freunde, wir sind auf's äußerste gebracht, wir müssen uns den härtesten Bedingungen unterwerfen. Sehet um euch, meine Freunde, und wählet die, welche ihr als Schlachtopfer für

Rheinland. Hausfreund. 1831.

eure Sicherheit übergeben wollt. — Zehraudert? Gerechtigkeit, Ehre, Menschenliebe machen es euch unmöglich, einen von uns, die wir alle für euch gewacht, gekämpft, geblutet haben, zur nicht verschuldeten Rache auszuliefern? — Wohlan, so ist noch Ein Mittel uns übrig, ein großes, treffliches Hülfsmittel. Ist einer unter uns, dem Pflicht und Ehre theurer ist als das Leben, der bietet sich freiwillig zum Opfer für die Erhaltung seiner Mitbürger an; es wird dann nicht an solchen fehlen, die seinem Beispiele folgen. So sprach er und es erfolgte ein allgemeines Stillschweigen; jedes sah sich nach einem Beispiel der Großmuth um, ohne Entschlossenheit zu haben, es selbst zu geben. Da fieng St. Pierre wieder an: Es wäre unrecht von mir, von andern ein Opfer zu verlangen, das ich nicht selbst zu bringen bereit wäre; ich hielt es aber für unbeschneiden; jemand den Vorzug und die Ehre zu rauben, welche dem ersten freiwilligen Anerbieten nothwendig zu Theil werden wird; denn ich bin gewiß, daß hier Viele eben so bereitwillig, ja noch eifriger, als ich, nach dieser Märtyrerkrone streben werden. Vielleicht hält sie blos Bescheidenheit zurück. In der That gibt mir der Rang, zu dem mich die Gefangennehmung des Grafen de Vienne erhoben hat; ein Recht, der erste zu seyn, der sein Leben für euch darbeut — das thue ich denn mit Freuden — wer folgt? — Ihr Sohn, rief ein Mann in der ersten Jugendkraft. — Ach, mein Kind! rief St. Pierre; ich soll also zweimal geopfert werden? Aber nein, ich zeuge dich vielmehr zum zweitenmal — deiner Jahre sind wenige, aber sie sind voll, mein Sohn! Das Schlachtopfer der Tugend hat seinen Endzweck, das höchste Ziel erreicht. — Wer kommt nun, meine Freunde, dieß ist die Heldenstunde. — Ihr Vetter, rief Johann de Aire; Ihr Blutsfreund, rief Jakob Bissant; Ihr Verwandter, rief Peter Bissant. — Ach, rief Sir Walther (der englische Ritter, welcher Eduard's III. Antwort gebracht hatte); und Thränen rollten über seine Wangen herab, ach, daß ich nicht auch ein Bürger von Calais bin!

Das sechste Schlachtopfer fehlte noch; man mußte dieses durch's Loos aus der Menge wählen, die sich zu der Ehre drängten, ein solches Beispiel zu geben.

Ⓔ

Die Schlüssel der Stadt wurden darauf dem Sir Walthers überreicht; er nahm die 6 Gefangene in Verwahrung, ließ dann die Thore öffnen und trug seinen Begleitern auf, die übrigen Bürger nebst ihren Familien durch das Lager der Engländer zu führen.

Sie baten, ehe dieses geschah, um Erlaubniß, von ihren Reitern Abschied zu nehmen. Das war ein rührender Auftritt. Sie drängten sich mit Weibern und Kindern um St. Pierre und seine Mitgefangene, umarmten sie, weinten laut, und das vereinigte Geschrei ihres Schmerzens und ihrer Liebe drang durch die Thore der Stadt bis in das Lager der Engländer. Nun erfuhren diese erst, was in Calais vorging; sie wurden zum Mitleiden bewegt. Jeder Soldat holte einen Theil seiner Kost, um sie den hungernden Einwohnern mitzutheilen, und gaben ihnen noch auf den Weg, damit sie nicht Mangel litten. Endlich kamen auch St. Pierre und seine Mitopfer, unter Sir Walthers Anführung und einer Wache. Augenblicklich wurden alle Zelte der Engländer leer; die Soldaten liefen von allen Seiten herbei und stellten sich in Reihen, um diese Helden zu betrachten und zu bewundern. Sie bückten sich vor ihnen zu beiden Seiten, und bezeugten ihnen ihren Beifall für solche Liebe zum Vaterland und zu ihren Mitbürgern, die sie auch an Feinden ehren mußten; und sahen die Stricke, die sie um den Hals trugen, als Zeichen einer höhern Würde als alle Ordensbänder an.

Sobald sie der König erblickte, fragte er den Sir Walthers: Sind das die vornehmsten Einwohner von Calais? Sie sind's, antwortete Sir Walthers, und nicht nur die vornehmsten in Calais, sondern in ganz Frankreich, wenn Tugend anders wahren Adel gibt. — Würden sie friedlich ausgeliefert? war keine Widerseßlichkeit, keine Empörung unter dem Volke? — Keine, gnädigster Herr. Alle wären eher umgekommen, als daß sie den Geirungen unter ihnen ausgeliefert hätten. Diese haben sich freiwillig übergeben und kommen her, ihre Häupter als das kostbarste Lösegeld für Tausende zu bezahlen.

Eduard war heimlich über diese Antwort verdrüsslich, kannte aber das Vorrecht eines freien brittischen Unterthanen und versarg sei-

nen Unwillen. Die Erfahrung lehrt, sagte er, daß Gelindigkeit nur zu neuen Verbrechen einladet; Strenge ist nöthig, um Gehorsam zu erhalten. Geh, rief er einem Officier zu, führe diese Leute zum Tode. Umsonst bat für sie der tapfere Prinz von Wales, der Kronprinz, (der unter dem Namen der schwarze Prinz, wegen seiner schwarzen Waffenrüstung, bekannt ist). Eduard blieb unbewegt. In diesem Augenblick ertönte ein frohlockender Ruf durch das ganze Lager. Eben war die Königin Philippa mit einer ansehnlichen Verstärkung von tapfern Soldaten angekommen; sie erfuhr, was vorgehe und verlangte sogleich, nach dem ersten Willkommen, mit dem Könige allein zu sprechen. — Die Sache, Mylord, wovon ich mit Ihnen reden will, betrifft nicht das Leben einiger weniger Menschen, sie betrifft ein weit kostbareres Gut, die Ehre der englischen Nation, den Ruhm meines Eduard, meines Gemahls, meines Königs.

Sie haben 6 von Ihren Feinden zum Tode verurtheilt. Ich gebe es zu, daß Sie Ihren Zorn verdienen; sie haben sich als Ihre hartnäckigsten Feinde erwiesen, Sie im Laufe Ihrer Eroberungen aufgehalten, Ihnen die Krone verweigert, die Ihnen gebührt. Diese Männer glaubten aber bei Vertheidigung ihrer Stadt ihre Pflicht zu erfüllen, und so muß ich sie verzeihen, indem ich sie beneide, ich möchte sagen, hassen, weil sie meinen Eduard zu einer Handlung verleiten, die er bereuen müßte. Denn ihr Tod würde ihre Namen in der Geschichte den größten Helden beigesellen und den Glanz der Siege meines Eduard verdunkeln. Man würde sagen: Großmuth und Tugend gälten nichts in den Augen des brittischen Monarchen, indem er Leute zum Tode verurtheilt, die des Beifalls und Lobes aller Menschen würdig sind. — Nein, gnädigster Herr, diesen Ruhm dürfen Sie nicht auf Kosten des unsrigen erhalten.

Sie haben gesiegt, rief Eduard, ich bin überzeugt; sie sollen nicht sterben; man bringe sie her!

Sie kamen. Da redete sie die Königin mit holdseligem Gesicht und lieblicher Stimme so an: Geborne Franzosen und Einwohner von Calais! Ihr habt uns viel Blut und Arbeit gekostet, unser rechtmäßiges Erbtheil zu erlan-

...her, sage n  
...berbeugen an  
...Gehorsam p  
...Differen zu  
...mony hat si  
...ch, der Frau  
...der Schrey  
...Wesensidung  
...überseyt. J  
...schreute di  
...die Klage  
...in Beschuld  
...ney, sie erzie  
...lich, nach de  
...tlinge allen p  
...ed, morou u  
...ndi das led  
...berstet ein ne  
...engstigen di  
...münd ge  
  
...den zum Ed  
...das Sie Ihre  
...als Ihre des  
...im Laufe si  
...men bis Frau  
...Diese Mann  
...Ihrer Ein  
...muß ich i  
...ich mäh  
...ward zu ein  
...reuen mäh  
...en in der G  
...ellen und be  
...ed verdacht  
...und Tadel  
...brittischen W  
...ede verurtheil  
...Wenigen ab  
...e Jere, wie  
...uffen des wip  
  
...ward, ich bi  
...; man trug  
  
...le Rönig mit  
...Stimme so an  
...Einwohner an  
...hat und Wohl  
...higheit zu erzie



gen, ihr habt aber, — nur nach einem irrigen Urtheil, recht gehandelt. Wir bewundern und ehren eure Tapferkeit und Großmuth, ob uns gleich dadurch unsere gerechten Ansprüche vor- enthalten wurden. Eure Tugend ist bewährt; wir zerbrechen eure Fesseln, und entreißen euch dem Blutgerüste. Ihr seyd nunmehr frei und könnt zu euren Verwandten u. Mitbürgern zurück- kehren, die eurem Edelmuthe ihr Leben verdanken.

O mein Vaterland, rief St. Pierre aus, nunmehr zittere ich für dich! Eduard erobert bloß deine Städte, aber Philippa die Herzen!

Von da an war Calais 200 Jahre (1547 bis 1558) im Besiß der Engländer. Erst im Januar 1558 wurde es von Herzog Franz von Guise wieder erobert.

### Belohntes Schmeichlerlob.

Die Einwohner der Provinz Gascogne in Frankreich waren sonst im Ruf, daß sie Alles in ihren Redensarten übertreiben, und man nannte einen solchen allzuhoch gesteigerten Ausspruch eine Gasconnade. Einstmals versprach man demjenigen 1000 Thaler, der die besten Verse zur Ueberschrift über ein Thor des Schlosses Chantilli machen würde, welches man als eine Ehrenspforte und Denkmal dem großen Feldherrn und Sieger Condé errichten wollte. Da machte ein Gasconnier folgende Verse. Der Uebersetzer hats französisch, wer's will:

Wie? tausend Thaler nur, um solchen Ruhm im Krieg

Und solche Tapferkeit zu preisen?

Das will, Parbls; geschmalhanst heißen:

Kein Heller kam' auf jeden Sieg!

Ogleich die Inschrift nicht über das Thor kam, schickte ihm der große Condé doch die 1000 Thaler für dieses sinnreiche Lob. Das heißt viel Geld für vier Verse! Aber die Condé's sind rar geworden, also auch die Gelegenheiten. Wenn man heut zu Tage singen würde, gieng es vielleicht besser. Die Singer sind besser dran! als die Sänger, besonders die Singerinnen.

### Berschmähete Warnung.

Als im Schwabenkrieg einst ein Rekrut als Schildwache auf dem Wall einer kleinen, belagerten Festung stand, und aus Langeweile mit seiner Muskete spielte und zum Zeitvertreib exer-

cirte: rechts um, links um! schlägt an, gebt Feuer! sah er, gleichwohl, trotz seiner Selbst- beschäftigung, wie ein feindlicher Grenadier den Wall heraufsteigen wollte. Die Schildwache, statt zu schießen, rief ihm warnend zu: „Bleibe drunten, oder ich will's dem Korporal sagen, und dann geht's dir schlimm!“ Durch die Einfalt des Rekruten ermuntert fuhr jener fort, noch muthiger heraufzuklimmen, anstatt sich abschrecken zu lassen. Da rief der Soldat dem Korporal zu, der in der Nähe war: „Herr Korporal! kommt geschwind! Es will einer heraufklettern!“ Jener kam schnell herbei, riß dem Einfaltspinsel die Flinte aus der Hand und schoß dem verwegenen Feind durch den Kopf, daß er vom Wall herabstürzte. Da rief der Rekrut dem Fallenden zu: „Dir ist recht geschehen! Hab' ich dir's nicht gesagt, du solltest drunten bleiben, oder ich will's dem Korporal sagen? Nun hast du dein Theil!“ Trotz seiner Wachsamkeit wurde er doch krumm geschlossen auf 24 Stunden und es hat sonst noch was abgeseht.

### Ein Receptlein in Reimen.

Von einem Schweizerdoctor verschrieben.

Durch Arbeit, Müh' und Schwitzen,  
Nicht müßig, faules Sigen;  
Durch Sparen und durch Prüfen,  
Nicht Praffen, Saufen, Schmaufen;  
Durch mühsam Strapaziren,  
Nicht müßiges Spoziren;  
Durch Fasten, Beten, Bächen,  
Nicht Schlafen, Fluchen, Lachen;  
Durch Hoffen, Dulden, Warten,  
Nicht Würfel, Spiel und Korten;  
Durch Hobel, Art und Hammer,  
Nicht Sausen, Klage, Jammer;  
Durch Hure, Karst und Pflug;  
Nicht zuviel Flaß' und Krug;  
Durch Pflügen, Graben, Schanzen,  
Nicht Jägden, Tubeln, Tonzen;  
Durch einfach stilles Wesen,  
Nicht Schrabank und Schraifen;  
Durch Schaffen um die Wette,  
Nicht Lotterie-Billete;  
Durch Klugheit, Fleiß und Muth  
Kommt man zu Geld und Gut.

Wer etwa am Beutel krank ist, darf dieses allgemeine Recept kecklich gebrauchen; er wird finden, daß es probat ist. Wer aber gar nicht krank werden will, der wende es vorher als Abwehrungsmittel gegen jene Krankheit an, so hat er im Spiel des Lebens ein Paar Steine voraus.

## Kurze Wiederholung einer bekannten Fabel.

Wer kennt nicht die Geschichte vom Mann, dem Knaben und dem Esel, die es niemand recht machen konnten? Zuerst giengen alle drey jeder allein, friedlich neben einander. Da hieß es: Könnte nicht einer von euch reiten? Da setzte sich der Knabe darauf und ritt. Dann hieß es: Warum reitest du junger, starker Kerl, und lässest den alten Vater laufen? Nun stieg der Junge ab und der Vater ritt. Hierauf sagte ein anderer: Warum reitet der alte, starknochige Mann, und der schwache Knabe geht zu Fuß? — Jetzt setzte sich auch der Knabe wieder dazu und sie ritten beide. Dieß war wiederum einem Andern nicht recht, und von Rechtswegen; er sagte: Was überlabet ihr das arme Thier, ihr zwei starke Gesellen? Da stiegen alle beide ab und der Vater sagte: Soll uns das Thier nicht tragen, so wollen wir es tragen, banden ihm die Beine zusammen, steckten einen Stecken durch und nahmen es auf den Rücken, der eine hinten, der andere vorn. Nun wurden sie nicht mehr getadelt, sondern als Narren verspottet und verlacht. —

Man kann diese Fabel nicht oft genug lesen, wegen der Anwendung. So weit kann's kommen, wenn es einer allen Leuten recht machen will! — Es gibt im Menschenleben nur Eine Bahn, die zum Wahren und Rechten führt. Gott und sein Wort und unser Gewissen sind die Führer darauf. Auch Menschenstimmen muß man hören, aber prüfen, zuerst aber die Menschen selbst, von denen sie kommen und aus welchen Quellen; sie können oft Wegweiser seyn, wenn man auf falschem Pfade wandelt, der ab vom Ziele führt, und die Rechten und Verständigen soll man hören; nicht aber jedem Rath und jeder Meinung folgen, sonst wird man irr an sich selber, an Gottes Willen und an den Menschen und weiß nicht mehr, wohinaus! Es ist eine hohe und herrliche Gabe, wenn ein Sterblicher, von seinem Gewissen, von seinem Gott, von den Edeln unter den Menschen geleitet, frei und kühn und ruhig seine Lebensbahn dahin geht, und die Stimmen der Thoren, der Tadler zur Unzeit und der gemeinen, selbstsüchtigen Leute nicht achtet, die ihn nur in ihren Staub herabziehen möchten, aus

welcher Ursache sie seine Tugenden oder Vorzüge nicht leiden können, — weil sie sich schlechter fühlen, als er sich fühlt. —

Nicht Jeder hat so viel Kraft und so viel Glück, sich ganz darüber hinwegzusetzen und gar nichts nach dem faulen Geschwäze zu fragen; es strebe aber ein Jeder darnach, wenn sein Gewissen ihn freyspricht. — Wenn Jemand alle Stimmen hören und ihnen folgen will, so geht es ihm in der Wirklichkeit, wie dem Mann in der Fabel.

In Ansehung der Menschenbeurtheilung ergeht es den Leuten, wie den Kalendermachern mit dem Alten und Neuen, indem man oft das Neue für alt und das Alte für neu hält. So reden uns auch oft die Leute Fehler und sogar Laster nach, die wir in der That nicht haben, denn sie reden insgemein lieber von den Fehlern, als von den Tugenden, nämlich ihrer Nächsten, nicht von ihren eigenen, die sie doch selbst am besten wissen. Aber sie wollen sie nicht wissen und hängen gern den Mantel der Selbstliebe darüber. Dagegen aber haben wir oft wirkliche Fehler, die Andere nicht wissen oder vermuthen, und wir wissen sie selber am besten. So läßt man Eins gegen das Andere aufgehen und denkt: Es soll sich heben, wie zwey von zwey, und wenn auch wie zwey von drey oder vier; es geht doch auf, und man gibt manchmal noch ein Stücklein seiner wirklichen Tugend mit in den Kauf! Lieber zu viel gethan, als zu wenig! — Ein Auge, erhaben über dem Menschentreiben, und Thun und Nichtthun, sieht die Gedanken und Thaten, und mißt und wägt sie nach Gerechtigkeit und Milde hier oder dort!

## Erinnerungen an einen theuern Namen.

(Hieher gehöret die folgende Abbitdung.)

Am Schlusse möchte der Hausfreund noch ein kleines Denkmal stiften einem Namen, der auch ohne seine geringe Mähehaltung leben wird in Hochachtung und Liebe. Der Edle, der den Namen führte, ist hinübergewandert in die glücklichen Gesilde, wo weder Schmerz noch Trennung mehr ist und das Dunkel sich ausfüßt in Licht. Ziehet den Hut ab, ihr Umländer und Allerländer (denn er ist auch über dem Meer bekannt), werdet, wenn ihr ihn kennet, ihn noch lieben in freundlicher Erinne-

zung, und nehmt dieß Kompliment nicht übel; er hat's verdient. Den Todten schmeichelt man nicht mehr. Wer den lieblichen Dichter der allemannischen Lieder aber noch nicht kennen sollte, der wird es nicht bereuen, wenn er ihn kennen lernt. Seine sämtlichen Werke kommen nächstens heraus in Karlsruhe, wer subscribiren will. Er war der Stifter dieses Kalenders u. der jetzige Hausfreund hat seinen Namen nur von ihm geborgt oder geerbt, wenn man will, denn er ist nicht drum eingetroffen. Er mag noch sonst Manches von ihm geborgt oder gelernt haben. Aber er hatte ihn lieb, wie Viele, und ist ihm, wie Vielen, zu früh gestorben. Doch Alles geht seine Wege, wie Gott will.

Wenn der geneigte Leser einmal eine Reise machen will, denn Mancher will und kann nicht und hat seine Gründe, der komme, um Hebel's Jugendland zu sehen, in's Wiesenthal, das heißt, in dasjenige Thal im Großherzoglich Badischen Lande, durch welches der kleine, aber helle, Wiesenfuß rauscht, vom hohen Feldberg an, bei Lörrach vorbei, am Ausgang des Wiesenthales bis in den Rhein bei Kleinhänningen. Wer noch nicht dort war, den wird's nicht reuen, dahin zu kommen, in's Wiesenthal, wo Hebel geboren ist und bis zu seiner Erhebung zum Kirchenrath und endlich zum Prälaten in Karlsruhe gelebt hat. Er komme, der Leser, zum Exempel nach Schönau, Zell, Hausen, Schopfheim, Wisleth, Steigen, Lörrach, besonders letzteres nicht zu vergessen, weil Hebel dort zehn Jahre lang am Pädagogium und an der Kirche als treuer Lehrer gewirkt und seine schönsten Lieder daselbst gemacht hat, wie er dem jetzigen Hausfreund selber sagte. — Es sind schon Russen und Engländer gekommen nach Lörrach, mit Hebel's Gedichten oder seinem Schatzkästlein in der Hand, und haben sich nach Allem erkundigt und man hat ihnen Alles freundlich gezeigt, sie herumgeführt, nach Nötteln, nach dem Nöttler Schloß, durch den Wald nach Dettlingen. Von diesen Höhen aus sieht man Röschl in's bunte Tächer, wie Blumen des Gewerbflusses, prächtig prangen, die nicht Duft allein, wie andere Blumen des Feldes, sondern auch Segen und Nahrung unter den Menschen verbreiten. Auf dem Heimweg durch das Käferpöhllein, wo Badens Ludwig, der Türkenieger, 1702 eine Schlacht

gellefert hat, standen schon die ersten Sternlein am Himmel, als ein lieber Liefkänder, ganz entzückt war von Allem, was er gesehen und gehört hatte, und hatte vielleicht noch etwas Liebes im Herzen, nämlich daheim in Liefland. Darum sang er nach dem Himmel schauend folgendes Liedlein, das er gelernt im Oberland:  
Und wenn der Himmel papierene wär',  
Und jedis Sternli e Schriberle wär',  
Und jedes Sternli häüt' siebe, siebe, siebe  
Händ',

Es schriebe doch meiner Liebe kein End!

Er meinte, Hebel hätte es gemacht, und es würde ihm vielleicht keine Schande machen.

Der Ort Hausen ist oben breit gedruckt; dort ist der liebe Dichter geboren am 11. Mai 1760. Es ist dort der Eisenschmelzofen, den er so schön besungen hat. In der Nähe von Hausen liegt Schopfheim; die Schopfheimer haben ihm auf einer Anhöhe ein Denkmal gesetzt und nennen's, glaub' ich, Hebelshöhe, und waren lustig bei der Einweihung. Einige sagen oder fabeln, Hebel wäre in Basel geboren, und seine Mutter wäre nur nach Hausen gezogen nach dem frühen Tode seines Vaters. Es liegen dem Schreiber dieses keine Quellen vor, denn diejenigen, die sie haben, geben sie vor der Hand nicht heraus. Es macht auch gar nichts aus. Hebel gehört uns Badnern an; in Hausen ist er geboren und in Schwetzingen, in der ehemaligen Pfalz, am 26. September 1826 gestorben.

Was Hebel als Mensch, als Christ, als Lehrer, als Freund war, wird seine Lebensgeschichte darthun, die nächstens erscheint. Ich wollte nur an ihn erinnern. In Hausen also, fast an der südlichen Gränze des badischen Vaterlandes, ist er geboren, nicht weit davon, wo der edle Markgräfler Wein wächst, und in Schwetzingen, fast an der nördlichen Gränze, begraben, wo nicht weit davon Badens Falernerwein, der Laudenbacher, zu Haus ist, an der Bergstraße. Das muß man sagen, der edle, fröhliche Sängler hat sich zwei schöne Plätze erwählt, zum Werden und zum Sterben! Hausen und Schwetzingen! Er hat durch das Badische Land ein schönes Band gezogen, gleichsam als wollte er seine Liebe noch im Tode Allen mittheilen, wie er es in seinem Leben gewohnt war und alle Badner vereinigen.

ihren Eltern  
 haben, zu  
 er gehen  
 ist noch  
 in Verlan  
 muel (haus  
 im Dorlat  
 reise wir,  
 le wir,  
 e, fide, fide  
 Bed!  
 magt, und  
 ohe magen  
 breis getreid  
 m am 11. Di  
 vmdgeln, be  
 der Höhe 20  
 Schweißman  
 in Denmal p  
 hebelhöhe, m  
 Ginge 9  
 Babel geben  
 nach Hausen p  
 jemes Vater  
 s frine Dulle  
 den, gden 6  
 Es macht un  
 uns Barm  
 in Sch  
 am 26. Es  
 s Christ, al  
 seine Leben  
 erschient. 3  
 Hausen als  
 badischen So  
 et weit davon  
 rediget, un  
 bligen Geden  
 on Baden 10  
 zu Haus 11  
 man sagen, be  
 ich ganz schin  
 und zum Ende  
 Er hat sehr  
 Band gesagen,  
 Liebe noch in  
 es in seinen  
 dort verdingen



Hebels Haus in Hausen.

in Treue zu ihrem Herrscherstamme und im  
Frieden und Liebe und Freude unter sich selbst.  
Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche!  
Wenn der Wiese muntre Welle  
Nicht mehr trinkt das Mattheenthal;  
Wenn des hohen Feldbergs Geister  
Nimmer weh'n im Mondenstrahl;  
Wenn der Welchen und der Blauen  
Steh'n verkohlt, der Zeiten Raub,  
Lebet ihres Sängers Name  
Hochentrückt dem Erdenstaub! —

### Zuletzt noch einen Gruß aus Hebel's Wiesenthal, in Reimen:

Gelagert unter Baumeschatten,  
Im schönen, grünen Wiesenthal,  
Durchirrt mein Blick die bunten Matten,  
Die Berg' und Wälder allzumal.  
Er weilet auf der Nittler Höhe  
Beim alten, lieben Nitterschloß; —  
Mir ist so wohl und doch so wehe —  
D wär' ich aller Bande los!

Umhaucht von süßen Kräuterdüften,  
Umrauscht vom nahen Wasserfall;  
Umweht von lauen Sommerlüften,  
Entzückt vom Lied der Nachtigall:  
So dunkelt mir der Abend nieder,  
So blinkt herauf der Abendstern —  
Ich denk' vergang'ner Zeiten wieder,  
Der Lieben all', die mir so fern!

Mir ist, als ob im Sternesinken,  
Im blauen Welten-Ocean,  
Mir ferne Freunde Grüße winken,  
Und seh'n mit Liebesblick mich an.  
Doch nicht nur jene, die hienieden  
Mit mir noch geh'n die Erdenbahn —  
Auch jeder, welcher längst geschieden,  
Winkt mir herab vom Sternenplan!

O Wonne! Welche hohe Ahnung  
Schwellt meine Brust im Erdenleid!  
Der Stern, der Baum, der Bach ist Mahnung:  
Vergeltung und Unsterblichkeit!  
Vergessen sind der Erde Schmerzen,  
Dort geht die Sonne schöner auf;  
Im Glanz der ew'gen Himmelskerzen  
Beginnen wir auf's Neu' den Lauf!

Die Fesseln, die uns hier gebunden,  
Belasten dort den Waller nicht;  
Dort hält nicht weiter, wie hier unten,  
Die Menschenzunge Blutgericht!  
Im Wiederglanz der Himmelsklarheit,  
Die Staubesblicke dunkel war,  
Liegt offen da des Innern Wahrheit,  
Dem Geisterblick ist Alles klar.

So will auch ich den Blick erheben!  
Lacht noch so schön hier die Natur —  
Er soll in alle Fernen schweben,  
Und suchen jede theure Spur,  
Die mich im Leben einst beglückte,  
Und in Erinnerung noch beglückt —  
Wer Augenblicke mich entzückte,  
Der sey im Geist an's Herz gedrückt.

Die Wiese rauscht, die Zweige wehen,  
Die Abendglocke tönt zur Ruh;  
Nun, Freunde, bis auf Wiedersehen,  
Hier oder drüben kommt's dazu!  
Gewiß! ich zweifle nicht und kehre  
Gestärkt zur Gegenwart zurück!  
Ob lang, ob kurz die Prüfung währe —  
Laßt schaffen uns für Menschenglück!

### Ein Scherzräthsel.

Der Ernst und Scherz müssen im Leben wech-  
seln, sonst ist es nicht in der Ordnung und thut  
in die Länge kein Gut; doch muß der Scherz  
nicht als die Hauptsache angesehen werden, son-  
dern im Verhältniß zum Ernst, gleichsam wie  
Salz und Gewürz und andere Zuthat im Ver-  
hältniß zu den Speisen, die den Grund legen  
müssen. Der Ernst muß den Grund des glück-  
lichen Lebens legen.

Das Räthsel aber heißt:

Es hat einen langen Schnabel und klappert  
damit; es hat lange rothe Beine und schreiet  
stolz einher; es frisst Kröten und Frösche und  
Schlangen und legt Eier.

Es wandert alle Spätjahr aus  
Und suchet sich ein wärmeres Haus;  
Trotzdem es kommt im Frühjahr wieder,  
Wenn Lerch' und Schwalbe beginnen ihre  
Lieder.

Was ist das? Meinet ihr vielleicht, es wäre  
ein Storch?